

CLEMENS KNOBLOCH
Universität Siegen, Deutschland

Grammatik, linguistisch vs. Grammatik, psychologisch – Geschichte einer wunderbaren Feindschaft

1. Vorab

Die Fachgeschichte der Psychologie und der Sprachwissenschaft ist ein riesiges Archiv von Modellgedanken, die einmal in Erwägung gezogen, aber selten vollständig durchprobiert worden sind, bevor sie in Vergessenheit gerieten. Man könnte sie auch als latente Innovationsressourcen bezeichnen. Wenn man über die Geschichte von Sprachwissenschaft und Psychologie spricht, dann muss man überlegen, ob man nach Art eines echten Historikers einer vergangenen Epoche gerecht werden will, oder ob man Problemlösungen der Vergangenheit darum erneut ans Licht zieht, weil man denkt, dass sie auch heutigen Forschern Wichtiges zu sagen haben. Echte Historiker verabscheuen eine solche aktualistische Perspektive – mit einigem Recht. Darin sehen sie nicht ihre Aufgabe. Hier freilich sind wir nicht bei einer Historikertagung, weshalb ich einigermaßen hemmungslos aus der Grabbelkiste der Fachgeschichte nur Dinge hervorziehe, bei denen ich davon überzeugt bin, dass sie heute noch mit Gewinn getragen und benutzt werden können.

2. Zur Einleitung

Wenn wir einen linguistisch nicht infizierten Menschen nach der „Grammatik“ fragen, so wird er uns im Zweifel auf ein Regelbuch vom Typ des Duden oder auf ein fremdsprachiges Lehr- und Nachschlagwerk verweisen. Fragen wir hingegen ein neueres Fachlexikon wie etwa das Metzler Lexikon Sprache, so bekommen

wir den mittlerweile kanonischen Hinweis auf die Mehrdeutigkeit des Ausdrucks, der durch mindestens drei separate, aber aufeinander bezogene Teilbedeutungen expliziert wird:

- [a] Inbegriff der regelhaft bzw. analogisch rekurrierenden Eigenschaften und Baumuster einer Sprache;
- [b] Zusammenhängende Beschreibung dieser Muster und Regelmäßigkeiten zu sprachdidaktischen, normativen oder wissenschaftlichen Zwecken;
- [c] Gesamtheit der wissenschaftlichen Annahmen, die hinter einer Sprachbeschreibung stehen.

Und, so fährt Glück (2000:255) fort, wenn von Grammatik die Rede ist, muss „jeweils geklärt oder entschieden werden, ob das tatsächlich beim Sprechen (und Verstehen) operierende System (mentale G.) gemeint ist, ob sich der Ausdruck G. auf die Strukturiertheit der Sprechprodukte (Sätze, Texte) bezieht oder auf eine kodifiziert vorliegende Sprachbeschreibung“.

Da haben wir sie schon: die Disjunktion zwischen einer psychologischen oder mentalen, in jedem Falle einer im tatsächlichen Sprechen und Verstehen wirksamen, operativen Grammatik auf der einen Seite und einer linguistischen, Sätze und Texte in ihrer multiplen Strukturiertheit modellierenden linguistischen Grammatik auf der anderen Seite.

Wer fachhistorisch die jüngere Vergangenheit durchmustert, der findet, dass die Glanz- und Blütezeit der fachlich seit 50 Jahren übermächtigen Generativen Grammatiken mit der *illutio* einherging, ein Modell gefunden zu haben, das zugleich Gebildestrukturen und mentale Prozesse angemessen beschreibt und erklärt. Das dämliche, aber darum nicht weniger wirksame Missverständnis, mit dem Epitheton *generativ* sei (auch) auf psychische Erzeugungs- und Verarbeitungsprozesse verwiesen (und nicht lediglich auf kunstsprachliche Algorithmen), hat sicher zu dieser *illutio* beigetragen. Kybernetik, Nachrichtentechnik, die Anfänge des Computerzeitalters nährten den szientifischen Optimismus dieser Jahre.

Das ist natürlich längst vorbei. Die Älteren können sich vielleicht noch an die euphorischen Anfangsjahre der generativ inspirierten Psycholinguistik in den 60er und 70er Jahren erinnern. Das Programm- und Fahnenwort dieser Jahre war die „psychologische Realität“ linguistischer Grammatikmodelle, die mit mehr oder minder ausgeklügelten experimentellen Verfahren nachgewiesen werden sollte.

Die stürmische Ehe zwischen Struktur- und Prozessforschung, zwischen Linguistik und Psychologie, wurde rasch geschieden. Spätestens in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde bei den Psychologen (wieder) die Parole ausgegeben, linguistische Strukturmodelle seien nicht hilfreich und man möge sich doch lieber auf im Haus entwickelte eigenständige Prozessmodelle verlassen, die ihrerseits nicht den Anspruch erheben müssten, auch linguistisch angemessene

Strukturbeschreibungen zu sein. Angesagt war die Parole „getrennt marschieren“, und vom „vereint schlagen“ war einstweilen nicht mehr die Rede.

Zeitgleich entdeckte man in beiden Lagern, dass die nämliche Schlacht (nur mit anderen Kostümen) bereits mehrfach zuvor geschlagen worden war. In einem seltenen Augenblick fachhistorischer Reflexion wurden Wygotski und die Kulturhistorische Schule der Psychologie wiederentdeckt,¹ Chomsky stritt mit Piaget über den Nativismus und die Rolle der Sprache im Verhältnis zum Aufbau kognitiver Strukturen. Allenthalben wurden auf der linguistischen und auf der psychologischen Seite die Karten neu gemischt. Es wurde anerkannt, dass sprachliche Struktur- und Prozessforschung ihre je eigene Logik haben, dass sie aber letztlich nicht gänzlich ohne einander können: Die Realität, die beiden zugrunde liegt, ist die Realität der empirischen Sprech- und Verstehensprozesse, sie erzeugt beides; sowohl die geordneten Sprachgebilde (Wortformen, Phrasen, Sätze), die durch linguistische Strukturmodelle beschrieben werden, als auch die kommunikative Dynamik von Interaktion und Verständigung.

Ich möchte nunmehr einige Stationen aus der Fachgeschichte des Verhältnisses von Linguistik und Psychologie darlegen. Dabei folge ich drei Leitthesen.

- [I] Der Struktur-Prozess-Dualismus zwischen stärker gebildeorientierten und stärker prozessorientierten Perspektiven auf Grammatik ist uralte und im Kern bis heute stabil.
- [II] In der sprachwissenschaftlichen Fachgeschichte treten wiederholt Konstellationen auf, in denen die psychologische Prozessperspektive als Stachel im Fleisch der Gebildegrammatik, als Innovationsressource, als Frischzellenkur für eine in Formalismen erstarrte Gebildelinguistik wirkt.
- [III] Tendenziell und in kleinen Schritten nähert sich die grammatische Sprachbeschreibung einer mehr und mehr psychologischen, genauer einer prozessrealistischen Beschreibung sprachlicher Gebilde. Dazu tragen nachhaltig bei: die Verselbständigung der Spracherwerbs- und der Sprachverwendungsuntersuchungen. Linguistische und psychologische Grammatik stehen historisch im Verhältnis wechselseitiger Provokation und Steigerung.

¹ Eigentlich unerhört: Ein Stück sowjetische Wissenschaft reüssiert in den USA. Jerome Bruner und sein Kreis erweitern den Themen- und Methodenhorizont der Spracherwerbsforschung sozialpsychologisch und kulturwissenschaftlich.

3. Traditionslinien

Wer dann in der Fachgeschichte von Sprachwissenschaft und Psychologie weiter zurückschaut, der findet rasch, dass die (kontroverse) Konstellation von linguistischer Struktur- und psychologischer Prozessforschung ein echter Dauerbrenner ist. Wer es paradox mag, der könnte formulieren: Die Konstellation ist deutlich älter sogar als das akademische Fach der Psychologie. Ehe es die Psychologie gab, was man (je nach Blickweise und Präferenz) etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts ansetzen kann – mit Weber, Fechner und der Psychophysik und dann mit Wilhelm Wundts „Physiologischer Psychologie“ – oder aber schon in der Spätaufklärung – Karl Philipp Moritzens „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ wäre dann ein Schlüsselobjekt) –, war es die logische Lehre von Urteil und Begriff, die gegenüber der strukturellen Sprachforschung den Part des auf kognitive Dynamik abgestellten Gegenspielers innehatte.

Ich gebe hier lediglich ein prominentes Beispiel, das Sie selbst dann in praxi kennen, wenn Sie den Autor selbst nicht kennen, darum nämlich, weil seine Wirkmacht bis in die sprachwissenschaftliche Gegenwart hinein reicht. Er ist nämlich der Stammvater der schulgrammatischen Satzgliedlehre mit den fünf Satzgliedern Subjekt, Prädikat, Objekt, Adverbiale und Attribut. Ich meine natürlich den Schulgrammatiker Karl Ferdinand Becker. Der beginnt 1827 seinen „Organism der Sprache“ mit dem reichlich modern anmutenden Satz:

„Man versteht unter *Sprache*, je nachdem man sie von verschiedenen Seiten auffasst, entweder das *Sprechen* selbst als eine Verrichtung, oder die gesprochene Sprache als ein Erzeugnis und Gebilde der menschlichen Natur, in welchem die von der menschlichen Intelligenz gebildete Weltansicht ausgeprägt ist“ (Becker 1827:1).

Da haben wir ihn schon wieder, den Dualismus zwischen „psychologischer“ Prozessperspektive und „linguistischer“ Struktur- oder Gebildeoptik, der sich eben auch schon durch die Sprachbetrachtung zog, als von einer akademischen Psychologie noch nicht die Rede sein konnte. Das Sprechen ist ihm „organische Verrichtung“ (was für ein Ausdruck!) und zugleich „kognitiv“ die Individualisierung eines Gedankens. Sprechen und Denken setzt er weitgehend gleich, und was Sie als satzanalytische Strukturbegriffe kennen, das entwickelt der einflussreiche Schulgrammatiker aus der Prozessdynamik der Entäußerung eines Gedankens beim Sprechen. Die nämlich besteht in der aktiven Zergliederung eines zunächst ganz allgemeinen Gedankens. Der zerfällt im ersten Schritt in ein „Sein“ und in eine „Tätigkeit“, worunter Sie getrost bereits die binäre Satzgliederung in Subjekt und Prädikat annehmen können. Erfordert das „Sein“ zusätzliche weitere Bestimmungen, so landen wir beim Begriff des Attributs, erfordert die „Tätigkeit“ weitere Bestimmungen, so landen wir bei den Objekten und Adverbialen.

Der Gliederungsbinarismus, mit dem Karl Ferdinand Becker in seiner Denksatzlehre arbeitet, ähnelt nicht ganz zufällig den 120 Jahre später modernen Praktiken der (ebenfalls binär prozedierenden) immediate constituent analysis. Darum füge ich noch ein kleines Zitat hinzu:

„Sind beide Faktoren des Satzes einfache Begriffe, z.B. *der Jüngling trinkt*, so hat derselbe die einfachste Gestalt, und tritt sogar oft, indem das Subjekt bloß durch eine Endung ausgedrückt wird, in der Gestalt eines flektierten Wortes hervor, wie in *bib-o*, *curr-o*. Beide Faktoren des Satzes – Subjekt und Prädikat – entwickeln sich aber oft zu neuen Satzverhältnissen, z.B. *der müde Jüngling trinkt Wein*. Jedes dieser Satzverhältnisse – *der müde Jüngling* und *trinkt Wein* – ist wieder eine organische Einheit eines Hauptbegriffes und eines Beziehungsbegriffes, und der organische Gegensatz des ganzen Satzes wiederholt sich in jedem dieser Satzverhältnisse. Jeder Faktor dieser Satzverhältnisse kann sich abermals zu einem neuen Gegensatze von Hauptbegriff und Beziehungsbegriff entwickeln“ (Becker 1827:126f.).

Die zähe Langlebigkeit dieser Satzgliedlehre in der Schule verdankt sich dem Umstand, dass sie dort gewissermaßen auch didaktisch und prozessual interpretiert werden konnte, als Anleitung zur praktischen Strukturierung des Denkens. Die von Becker inspirierten so genannten Sprachdenklehren für den schulischen Unterricht waren besonders im Elementarschulunterricht des 19. Jahrhunderts wahre Renner. Und das, obwohl die preußische Obrigkeit sie als Teufelszeug verfolgte und 1856 sogar verbot, weil sie hinter dem sturen Grammatikdrill dieser Werkchen ein schädliches Aufklärungsprinzip argwöhnte.

Wenn wir nun vom Jahr 1827 gut 70 Jahre weiter springen, dann befinden wir uns auf dem Höhepunkt der ersten echten Sprachpsychologie-Konjunktur. Im Jahr 1900 erscheint der erste Doppelband von Wilhelm Wundts monumentaler „Völkerpsychologie“. Er trägt den Titel „Die Sprache“ und versucht nichts weniger als eine psychologisch evolutionäre Prozessanalyse aller möglichen sprachlichen Gebilde unter dem (gleichfalls von Darwin übernommen, aber psychologisch reinterpretierten) Generalprinzip des Ausdrucks. Wundt ist Parallelist, die inneren Vorstellungs- und Bewusstseinsphänomene entwickeln sich für ihn strikt parallel zu dem äußeren Ausdrucksgeschehen, in dem sie kundgegeben werden. Und dieses Parallelenaxiom erlaubt ihm, die äußeren Struktureigenschaften der sprachlichen Gebilde (ergo: deren grammatische Ordnung) als unmittelbaren Hinweis auf deren prozessuale Genese zu nehmen. Seine Sprachpsychologie hat es also verblüffend einfach. Beginnend mit den äußerlich beobachtbaren Wort-, Phrasen- und Satzstrukturen postuliert sie eine dazu strikt analoge Genese und Prozessperspektive. Und das führt zu Wundts (um 1900 herum heftig diskutierter) Satzdefinition, die ich aus zwei Gründen hier vortrage. Zum einen, weil sie ein typischer Hybrid aus

Struktur- und Prozessperspektive ist, zum anderen, weil sie deutlich erkennen lässt, dass sie substantiell mit dem Binarismus Karl Ferdinand Beckers völlig übereinkommt und dessen eher prozesslogische Perspektive ganz einfach prozesspsychologisch rekodiert. Es ist also faktisch nichts passiert zwischen Becker und Wundt. Bloß steht jetzt da Gesamtvorstellung und Bewusstsein, wo bei Becker der Gedanke in Sein und Tätigkeit, Hauptbegriff und Beziehungsbegriff gegliedert wird. Hören wir Wundt:

„Psychologisch betrachtet ist der Satz demnach beides zugleich, ein simultanes und ein sukzessives Ganzes: ein simultanes, weil er in jedem Moment seiner Bildung in seinem ganzen Umfang im Bewusstsein ist, wenn auch einzelne Nebenelemente gelegentlich aus diesem verschwinden mögen; ein sukzessives, weil sich das Ganze von Moment zu Moment in seinem Bewusstseinszustand verändert, indem nacheinander bestimmte Vorstellungen in den Blickpunkt treten und andere dunkler werden. [...] Vergegenwärtigen wir uns demnach einerseits die psychologischen Bedingungen, welche die Bildung eines jeden Satzes begleiten, andererseits die Beziehungen, die im Satz zwischen den einzelnen Wortvorstellungen und ihren realen Bedeutungsinhalten stattfinden, so ergibt sich aus der ganzen Konstitution des Satzes dessen psychische Doppelnatur: sein simultanes Dasein verrät sich in dem Satzganzen, sein sukzessiver Ablauf in dem wechselnden Hervortreten der einzelnen Bestandteile in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit. Die Satzbildung ist in diesem Sinne beides zugleich, eine analytische und eine synthetische Funktion“ (Wundt 1904 II:241f.).

Mit diesem Syntheseversuch ist die alte Vorstellungspsychologie um 1900 an ihr Ende und in eine Sackgasse gelangt. Struktur und Prozess können im Sprechen nicht parallel modelliert werden. Das ist heuristisch nicht sinnvoll. Es ist auch zirkulär, weil der Satz, den der Linguist in seiner „simultanen“ Optik sieht, auch in der sukzessiven Prozessoptik schon am Anfang steht. Nur eben als unanalytierte „Gesamtvorstellung“. Nach dem wissenschaftstheoretischen Prinzip, das in der angelsächsischen Welt „Ockham’s razor“ genannt wird („*entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*“) kann man in einem Modell von zwei strikt parallelen Ebenen die eine ohne Erkenntnisverlust streichen. Nur wenn es zwischen ihnen belegbare handfeste Unterschiede gibt, sollte man überhaupt zwei Ebenen postulieren. Zwei Ebenen hingegen, die genau gleich funktionieren, sind eigentlich nur eine.

Der Motor und Antrieb, der aus dieser vorstellungspsychologischen Paradoxie herausführt, ist die empirische Beobachtung und Beschreibung des Geschehens beim kindlichen Spracherwerb, die auch hartnäckige Parallelisten mit der Nase auf die Tatsache stößt, dass Struktur und Prozess eben nicht identisch sind und es gar nicht sein können.

4. Treffpunkt 1: Spracherwerb

Als erste solide monographische Darstellung des kindlichen Spracherwerbs gilt die Abhandlung von Stern/Stern, zuerst 1907 gedruckt und noch heute in der 4. Aufl. von 1928 im Buchhandel verfügbar. Charakteristischerweise sind es die Sprachanfänge beim Kind, bezeichnet seit Stern als „Einwortsätze“ (Stern/Stern 1907:166) oder „Einwortäußerungen“, bei Werner/Kaplan (1963) später (noch treffender) als Monorheme, die von vornherein strukturell als „Wörter“, prozessual aber als „Sätze“ wahrgenommen werden. Ihre Entwicklung lenkt den Blick auf den Umstand, dass Prozess und Struktur eben nicht parallel modelliert werden können, sondern sich in Widersprüchen entwickeln. Von Anfang an konstatieren die Sterns (1907:141) als vorzügliche Beobachter, dass all die scharfen Strukturabgrenzungen zwischen konkreten und abstrakten Begriffen, zwischen Wort und Satz, zwischen Nomen und Verb, auf die kindlichen Einwortäußerungen nicht recht passen wollen. Ihre kommunikativen Effekte sind die vollständiger Äußerungen, in der Ebene der Mittel hingegen beobachten wir einen (dis-)kontinuierlichen Differenzierungsprozess, in dem sich der Rohstoff aller strukturellen Kategorien überhaupt erst herausbildet. Obwohl es noch keine strukturalistische Linguistik gibt, denken die Sterns bereits in ihrem Geiste, wenn sie annehmen, dass man von einer systemischen Kategorie (etwa einer Wortart oder einer Satzgliedkategorie) im Sprechen erst dann reden kann, wenn das gesamte System sich herausgebildet hat. Wenn ein Kind *Arm!* sagt und damit auffordert, hochgenommen zu werden, dann handelt es sich natürlich nicht um das Substantiv *Arm* aus der Erwachsenensprache.

Die Sterns (1907:166) schreiben in diesem Sinne:

„Das kindliche *mama* lässt sich in die Vollsprache nicht übersetzen durch die Wortseinheit ‚Mutter‘, sondern nur durch Satzeinheiten: ‚Mutter komm her‘, ‚Mutter gib mir‘, ‚Mutter setz mich auf den Stuhl‘, ‚Mutter hilf mir‘ usw. Man hat aus diesen Gründen die ersten kindlichen Sprachstufen als die des ‚Satzwortes‘ bezeichnet; treffender noch wäre der Name ‚Einwortsatz‘“ (Stern/Stern 1907:166).

Der außerordentliche pragmatische und nominative Beziehungsreichtum dieser Einwortsätze zeigt sich den Sterns ohne weiteres in ihrem kommunikativen Funktionieren. Obwohl sie strukturell einfach und ungegliedert sind, enthalten sie offenbar den Keim für prozessuale Differenzierungen. Gewöhnlich deckt sich der vom Kind aus der Rede herausgelöste Lautkomplex mit dem strukturellen „Wort“ der Erwachsenensprache, aber eben nur ausdrucksseitig, in der lautlichen Substanz, wie das Beispiel *Arm!* zeigt.² Keineswegs selten ist aber auch die en bloc-Übernahme von Redesegmenten, die aus struktureller Sicht grammatisch

² *Arm* ist in den einschlägigen Äußerungen der sprechenden Umgebung ein salientes, tonstarkes, am Äußerungsende platziertes Element, das entsprechend leicht aus der Redekette herausgelöst werden kann.

komplex strukturiert sind. Die Sterns erwähnen den Typus *isndas?* mit Frageintonation als Reproduktion des Satzes „Was ist denn das?“.

Was gewöhnlich erst mit grammatisch entfalteten „Sätzen“ in Verbindung gebracht wird, das findet sich „funktional“ in nuce bereits in den kindlichen Einwortäußerungen – jedenfalls wenn man sie „in Funktion“ betrachtet und nicht „als Struktur“. Wiewohl strukturell natürlich „untere Grenzfälle“, organisieren diese Ausdrücke bereits Illokution, Situationsperspektivierung, -charakterisierung und -bezug, Referenz. Was im Laufe der Erwerbsjahre expliziert und als grammatisch/lexikalische Zeichenfolge auf die Redekette verteilt wird, das steckt implizit bereits in den Elementarformen des Sprechens. Strukturell einfach und prozessual komplex geht ebenso gut zusammen wie prozessual einfach und strukturell komplex.

Aus diesen und ähnlichen empirischen Beobachtungen ergibt sich zwangsläufig, dass Struktur- und Prozessgrammatik keinesfalls strikt parallel angesetzt werden können. Wundt ist damit endgültig erledigt. Grammatisch strukturiert ist die Redekette, aus der das lernende Kind Segmente variabler Erstreckung herauslöst und monorhematisch gebraucht. Entdecken und beherrschen muss das Kind die kombinatorischen und konstruktionalen Eigenschaften der herausgelösten Struktursegmente. Das ist seine Aufgabe. Der Input ist auf allen Ebenen strukturiert, das Kind entdeckt Schritt für Schritt die konstruktiven Potentiale der von ihm herausgelösten, kombinierten, zerlegten Elemente der Redekette. Was prozessual einfach ist, kann strukturell komplex sein und umgekehrt. Die Formel: ein Wort = eine Vorstellung (oder eine sonstige psychische Prozesseinheit) kommt auf den Mist. In einem langsamen, viel Zeit verbrauchenden Entwicklungsprozess setzt sich die Erkenntnis durch, dass strukturelle und prozessual-operative sprachliche Einheiten einander nicht fest, sondern hoch variabel zugeordnet sind.

Was die Grammatiker als „Struktur“ beschreiben, das basiert zwar auf den prozessualen Realitäten des Sprechens, ist deren Produkt, aber es bildet diese nicht direkt ab. Es ist gewissermaßen ihr kumulierter Effekt und als solcher eine „externe“, eine jedenfalls „extramentale“ Realität. Vielmehr (und das weiß natürlich jeder, der sich mit Erwerbsproblemen befasst) kann die operative Prozesskontrolle über ein und dieselbe Struktur auf ganz unterschiedlichen Ebenen ansetzen. Was der eine als feste Formel situativ reproduzieren kann, das ist für den anderen eine hoch variable Konstruktion mit flexibel zu besetzenden und zu variierenden slots. Die Strukturen sind für den Lerner vorgetan und vorgefunden, sie müssen lediglich kompatibel und verbindbar sein mit den mentalen Operationen der Sprecher, und dafür gibt es ganz unterschiedliche Anschlussoptionen.

Aus solchen und ähnlichen Erkenntnissen der Spracherwerbsforschung heraus entwickelt sich ein neuartiger Blick auf Zusammenhang und Wechselwirkung zwischen grammatischen Strukturen und Prozessen. Die stufenweise „Grammatisierung“³ der kindlichen Äußerungen ordnet, strukturiert und linea-

³ Ich improvisiere den Terminus „Grammatisierung“, um Verwechslungen mit der diachronen „Grammatikalisierung“ ehemals lexikalisch konditionierter Konstruktionsoptionen vorzubeugen.

risiert die pauschalen Bezüge, die Einwortäußerungen den Situationen ihres Gebrauchs aufprägen. Phänographisch hat sich ja seit den Sterns wenig getan: Auch heute unterscheidet man die Erwerbsphasen der Ein- und Zweiwortäußerung (Monorhem und Duorhem nach Werner/Kaplan 1963) von der folgenden Phase der flexionslosen Mehrwortäußerung und erkennt die strukturierende „Eigenleistung“ der Lernenden in Sachen Grammatik an den normwidrigen Bildungen, die einigermaßen geordnet und erwartbar auftreten (während es bei normgemäßen Sequenzen immer fraglich bleibt, ob sie en bloc memoriert und wiederholt oder online analogisch neu gebildet sind). Dabei heißt „normwidrig“ nicht unbedingt falsch wie etwa in den übergeneralisierten Pluralen des Typs *Schühe*, *Lehrers*, sondern auch „vom usus abweichend“ wie etwa *Naseputzer* für Taschentuch.

Lehrreich ist die prozessuale Grammatisierung des Sprechens in vieler Hinsicht. Zeigt sie doch, dass Kinder in halbwegs bekannten und vorstrukturierten Lebenslagen ziemlich lange ohne explizite Morphosyntax auskommen – ähnlich wie Zweitsprachler mit pidginisierten und/oder früh erstarrten Varietäten. Sucht die Strukturperspektive alle Aspekte der grammatischen Form möglichst reinlich von lexikalischen, thematischen, pragmatischen Inhalten abzulösen, so lehrt die Prozessperspektive unmissverständlich, dass in der sprachlichen Kommunikation beides nur zusammen zu haben ist. Wenn Grammatik prozessual der automatisierte Umgang mit mehr oder weniger geschlossenen Form- und Reihenfolgeoptionen von Wörtern, Phrasen etc. ist, muss sie beim Sprechen gewissermaßen „nebenbei“ erledigt werden und tritt lediglich bei Unklarheiten potentiell in den Umkreis des Bewusstseins – aber eben immer bei inhaltlichen Unklarheiten.⁴ Das heißt: unter der dünnen Schicht der genuin grammatischen Signale, die von der Strukturlinguistik abgehoben wird, liegen immer noch die reichen Ressourcen der thematischen, sachlichen, stofflichen, aktionalen laufenden Beziehbarkeiten. Bühler (1934) spricht gerne von den Sach- und Stoffhilfen des Sprechens in allen Lagen. Was natürlich die Funktionslast der Grammatik stark reduziert, tendenziell auf Verhältnisse, die von erwartbaren Verläufen und Zusammenhängen abweichen – was aber zugleich auch die Probleme der so genannten „Sprachrichtigkeit“, der grammatischen Eigennormen des Sprechens, um so geheimnisvoller macht: Warum sind dann die ausdrucksseitigen grammatischen Verhältnisse so subtil normiert? Geht es da vielleicht um automatisierbare Gestalten der Sprechmotorik, die strikt sozial normiert sein müssen, wenn sie die grammatischen Distinktionen des Symbolfelds semiotisch regeln sollen?

Weiterhin etabliert sich „Grammatik“ prozessual neben und an den rhematischen Elementen der Redekette, gewissermaßen in deren Schatten. In der Bewusstseinshierarchie stehen rhematische Bezüge hoch, die an und mit ihnen vorzunehmenden grammatischen Distinktionen (ein mitlaufendes System

⁴ Auf den Bewusstseinsstatus des Grammatischen komme ich später noch zurück.

von Hilfszeichen gewissermaßen) stehen hingegen niedrig. Es sind ebenfalls die Sterns, die bei ihren Kindern beobachten, wie im Prozess der Übernahme syntaktischer Konstruktionen die tonschwachen Positionen von Affixen, von Artikeln etc. einfach durch undifferenzierte Schwasilben besetzt werden, die gleichsam als Platzhalter grammatischer Zeichen fungieren, die es real in der Redekette noch gar nicht gibt. Das verweist auf den doppelten Ursprung grammatischer Zeichen im Redeprozess: einmal „von oben“ durch Derhematisierung betonter und bewusster Einheiten, und einmal „von unten“ durch primäre Automatisierung von paradigmatisch geordneten Formoptionen in den dafür vorgesehen slots der Redekette.

Um ein Beispiel zu geben: Die grammatikalisierte epistemische *will*-Konstruktion in Sätzen wie *Der Angeklagte will zur Tatzeit zu Hause gewesen sein* bleibt bezogen auf das rhematische und deontische *wollen* als Modalverb. Dagegen ist das Einsetzen eines finalen *-n* in Kontexten, die Dativ Plural auslösen, eine komplett mechanische Operation. Eine Bewusstseinsspur davon entsteht möglicherweise nur, wenn uns etwa in der Speisekartenvarietät des Deutschen ein Minitext wie *Jägerschnitzel mit Pilze* oder Ähnliches begegnet. Strukturell repräsentieren die beiden Fälle unterschiedliche Grade der Grammatikalisierung, prozessual lässt sich wahrscheinlich beim epistemischen *wollen* eine „Bedeutung“ ausmachen, beim Dativ-*n* nicht.

Bewusste Aufmerksamkeit konzentriert sich an den rhematischen Stellen der Redekette, und auf die grammatische Peripherie kann sie nur umgelenkt werden, wenn „etwas nicht stimmt“ beim Sprechen. Während die Strukturgrammatik möglichst sortenrein morphologische oder syntaktische Regelmäßigkeiten erheben und beschreiben möchte, operieren die Prozesslogiken des Sprechens (just das wird im Spracherwerb unübersehbar!) in höchstem Maße opportunistisch und synkretisch, d.h. sie verwerten grammatische cues (wenn überhaupt) anfänglich nur im Rahmen der lokalen Erwartungen, Beziehbarkeiten, situativen Plausibilitäten. Und vor dem Hintergrund eingelebter sympraktischer Koordinationsmuster mit ihrem je spezifischen Sinndruck. Im Vergleich zum prallen und fetten „Text“ des laufenden Sinngeschehens liefern die genuin strukturgrammatischen Zeichen und Segmente der Redekette bloß blasse Schatten syntagmatischer (und sonstiger) Beziehbarkeit. Lediglich dann, wenn die „fetten“ Sinnbezüge in der Redekette abgeschnitten werden und allein das grammatisch-kategoriale Gerüst stehen bleibt, dann kann und muss der Verarbeiter dessen magere Informationen zur Erwartungsbildung nutzen, wie man anhand von Nonsensgedichten des Typs: *Gar daustig war's und glasse Wieben rotterten gorkicht durchs Gemank...* zeigen kann. Wenn die Nachricht keinen Sinn ergibt, dann sind die verbleibenden grammatischen Strukturmuster das einzige, was zur Erwartungsbildung genutzt werden kann.

Von solchen Überlegungen und Beobachtungen her hat die Erwerbspsychologie schrittweise eine eigenständige, von linguistischen Strukturmodellen

abgesetzte Perspektive auf die „Grammatisierung“ des Sprechens entwickelt. Dabei hat sich (zumindest für viele Beobachter) der Blick auf Fragen der Sprachrichtigkeit und der grammatischen Struktur verändert. Bewegte sich die Front bislang zwischen Autonomisten und Funktionalisten, so treten nun Fragen der Lernbarkeit und der mechanischen Automatisierbarkeit der grammatischen Form zu diesem Komplex hinzu. Denken Sie etwa an die sprachvergleichende Erwerbsforschung (Dan Isaac Slobin), die auszumachen versucht, welche Merkmale von Einzelsprachen Erwerbsprobleme verursachen und welche nicht – und wie das mit deren Struktur- und Funktionslast zusammenhängt. Was deskriptiv schwer ist, kann lernprozessual weitgehend unproblematisch für den Erstspracherwerb (und dann doch wieder kaum beherrschbar im Zweitspracherwerb) sein etc.

5. Treffpunkt 2: Interaktions- und Gesprächslinguistik, Funktionale Pragmatik

Im Verhältnis von struktureller und prozessualer Sprachbetrachtung gibt es eine weitere interessante und wiederkehrende Konstellation. Von Zeit zu Zeit erhebt sich gegen die herrschende Lehre der grammatischen Sprachbetrachtung der Vorwurf, sie habe nur Augen für den toten Formalismus der Sprache und verliere das pralle wirkliche Leben völlig aus den Augen. Grammatiker gelten ohnehin in der Öffentlichkeit als Inbegriff blutarmer Lautschieber, und so trifft dieser Einwand eigentlich immer auf offene Ohren. Es gibt da über die Jahrhunderte hinweg eine Textgattung, die könnte man mit dem Titel „Aus dem Leben der Sprache“ versehen. So heißen sie nämlich oft, die Polemiken gegen den toten Buchstabenglauben der Grammatiker. Zu einiger Bekanntheit gebracht haben es Titel wie „La vie des mots“ von Arsène Darmesteter, „Le langage et la vie“ von Charles Bally, Hauptsache, „das Leben“ kommt im Titel vor. Auch im deutschsprachigen Raum hat die Abhandlung über „das Leben der Sprache“ immer mal wieder Konjunktur. Ich möchte mich hier auf einen einzigen Autor des späten 19. Jahrhunderts beschränken, der über Bühler jedenfalls praktisch alle modernen Kommunikationslinguisten in ihrem Hang zu einer stärker prozesslinguistisch ausgerichteten Grammatik zu gelangen, stark beeinflusst hat. Ich meine natürlich Philipp Wegener (1885), den Greifswalder Gymnasialdirektor, dessen Büchlein („Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens“ – da ist es wieder, das Leben!) als Geburtsurkunde einer kommunikativen Prozessgrammatik gelten kann.

Vor dem Hintergrund der damals alles dominierenden junggrammatischen Laut- und Formengeschichte wirkte Wegeners frischer Blick auf die aktionalen Bedingungen und Umfeld der Sprechens und Verstehens wie ein Frühlingsregen. Was den Grammatikern der Zeit als bloße Konstruktion imponierte, das löst sich für Wegener auf in der Dynamik situierter sprachlicher Handlungen, die dadurch mehrteilig, kompliziert und prozessual geordnet werden, dass sie die situativen

Voraussetzungen ihrer Interpretierbarkeit in sich selbst aufnehmen und einbauen. Die funktionale Zweiteiligkeit sprachlicher Äußerungen, die wir heute in Begriffsoptionen wie Thema/Rhema, Given/New, psychologisches Subjekt/psychologisches Prädikat fassen, bestimmt er in der Redekette als Verhältnis zwischen einer „Exposition“ (Versprachlichung situativer Verstehensvoraussetzungen) und einem „logischen Prädikat“. Das „logische Prädikat“ (Rhema, eigentlicher Mitteilungskern) ist zunächst (z.B. in den kindlichen Einwortäußerungen) ein aktiver Beitrag zur geteilten Situation, es strukturiert diese um. Und wenn eine sprachliche „Exposition“ hinzutritt, dann wird die Beziehung des „logischen Prädikats“ von der Situation auf die „Exposition“ gleichsam umgelenkt. Der schrittweise Aufbau von „Struktur“ in der Äußerung bleibt also stets rückgebunden an die prozessuale Dynamik der Verständigung. Struktur – so könnte man Wegeners Pointe resümieren – ist konstruktional fest gewordene (und analogisch/metaphorisch expandierbare) Interaktionsdynamik zwischen Sprechen und Verstehen.

Dass auch Wegener in seinen rasch hingeworfenen Beobachtungen viel über den kindlichen Spracherwerb zu sagen hat, ist gewiss kein Zufall. Z.B. charakterisiert er bereits die kindlichen Einwortäußerungen als Ausgliederungen aus den gesprochenen Äußerungen in der Umgebung des Kindes, in denen sich deren Bezüge verdichten (Wegener 1885:11). Und er zeigt, wie das Kind „das Wort als Satz gebraucht“ (1885:15) und bereits in der Einwortphase lernt, die temporalen Nuancen (Zukunftsbezug in der Aufforderung, Gegenwartsbezug im Report, Vergangenheitsbezug im Bericht) intonatorisch so herauszuarbeiten, dass sie mit verstanden werden: „Das Kind meint den Satz in diesem temporalen Sinne, sobald es bemerkt hat, dass es so verstanden wird“ (Wegener 1885:15). Das sind für die Zeit äußerst bemerkenswerte Beobachtungen – und Belege dafür, dass Wundts Parallelismus bereits überholt war, bevor er noch verbindlich formuliert wurde.

Dass „Sprechen“ eine Operation auf dem lokal aktuellen und/oder dauerhaften Welt- und Situationswissen des Rezipienten ist, könnte man als Wegeners (1885) Hauptthese bezeichnen. Dabei richtet sich die „Menge“ der erforderlichen Zusatzsteuerungen nach Grad und Art des jeweils verfügbaren common ground (würde man heute wohl sagen). Es ist die Komplizierung (und Zerdehnung) der Situation nach Thema, Teilnehmerzahl, Ferne, Erfahrungshintergrund, die den Zwang zum Ausbau der sprachlichen Mittel befeuert. Im Wechselspiel der Expositionsbedürfnisse des Hörers und der kommunikativen Bedürfnisse des Sprechers festigen sich grammatische Optionen, die dann wiederum als bewegliche Ressourcen in der Kommunikation genutzt werden können. So interpretiert Wegener (1885:34) Appositionen und Relativsätze als „nachgereichte“ Expositionen zu einem Nennakt: *der Kerl - den haben wir vorhin schon mal gesehen* → *der Kerl, den wir vorhin schon mal gesehen haben*. Wenn Konstruktionsformate erst einmal in der Welt sind, dann können sie sich auch in anderen Nischen der kommunikativen Dynamik einnisten etc. Jedenfalls bleibt der dem Sprecher verfügbare Vorrat an Strukturen und Konstruktionen rückbezogen oder doch rückbeziehbar auf Typen der Lösung kommunikativer Probleme.

Auch für den so prekären Bewusstseinsstatus der grammatischen Phänomene im Sprechen bietet Wegener (1885) ein Denkmodell: Es ist das der stufenweisen Derhematisierung ursprünglicher „logischer Prädikate“, die in den sekundären und hilfswesen Funktionen der Exposition allmählich automatisiert und unbewusst weiter verwendet werden (vom engl. Bewegungsverb *to go* zum *gonna*-Futur). Das Bewusstsein des Sprechers sammelt sich bei den rhematischen Teilen der Rede, der restliche Mitteleinsatz wird mechanisiert. Das Ensemble der mechanisierten und automatisierten grammatischen Konstruktionen erscheint vor diesem prozessualen Hintergrund wie ein Werkzeugkasten – mit dem Unterschied, dass der Sinn und Zweck der fallweise ausgewählten Geräte durch deren häufigen Gebrauch vollständig verdunkelt ist. Und die Strukturgrammatik beschreibt den Inhalt dieses Werkzeugkastens, der verdunkelten Zwecke wegen, als reine und monologische Form!

„Das eigentliche Beobachtungsfeld für die Wirksamkeit der Sprachmittel ist daher die freie ausführende Darstellung, nicht die mechanisierten syntactischen Formen, in denen die Reihe der Schlüsse verkürzt ist: Die syntactischen Mechanisierungen werden wie Petrefacten erst aus der frei ausführenden Rede verständlich“ (Wegener 1885:77).

Die sprachliche Mittelstruktur ist in den Gebrauchsprozessen – so wird es später der dänische Linguist Hjelmslev formulieren – „designed to be overlooked“. Sie verschwindet beim Sprechen und taucht nur in der extrakommunikativen Betrachtung des Gesprochenen auf. Wenn die Mittelstruktur fragmentarisch bewusst wird, dann stimmt für gewöhnlich mit der Kommunikation etwas nicht.

Ähnliche Mechanisierungsvorgänge nimmt Wegener bei der Herausbildung nominativ fester Nennwörter, z.B. aus adjektivischen Prädikaten, an (*grün* → *die Grünen* – geht es weiter mit *...ziehen in den Landtag ein*, dann kann sich die Bezeichnung mechanisieren etc.).

6. Praktische Forschungsprobleme – Bewusstseins- und Funktionsstatus von Grammatik

Massiv augenfällig wird das schwierige Verhältnis zwischen der strukturellen und der prozessualen Realität der Grammatik, sobald man den Bewusstseinsstatus der involvierten Phänomene betrachtet. Jeder weiß, dass man im deklarativen Wissen keine einzige der grammatischen Regeln kennen muss, die man doch alle beim Sprechen „befolgt“. Und umgekehrt macht sich auch die beste und expliziteste Detailkenntnis grammatischer Regeln, über die ein ausgefuchster Grammatiker verfügt, in der prozessualen Realität des Sprechens praktisch nicht bemerkbar. Wer alle Regeln des Deutschen kennt und formulieren kann, der kann darum noch

nicht besser sprechen. Jeder weiß aus seinen Seminaren, dass gewöhnlich die Nicht-Muttersprachler über die beste deklarative Kenntnis der Grammatikregeln verfügen (und damit manchen Muttersprachler beschämen) – aber natürlich nicht über die beste operative Regelbeherrschung! Man könnte geradezu die leicht paradoxe prozessuale Arbeitsdefinition wagen, „Grammatik“ sei der Inbegriff all dessen, was beim Sprechen automatisiert ist und gewöhnlich nicht ins Bewusstsein tritt. Nur in der komplett extrakommunikativen Zuwendung auf Texte und Sprachgebilde lässt sich deren grammatische Ordnung bewusst machen (was wiederum die Notwendigkeit einschließt, ihre kommunikativ problemlösenden Potentiale für das Bewusstsein einzuklammern).

Die LeserInnen kennen alle die (mehr oder minder peinlichen) Bemühungen vieler prozessorientierter Grammatiker, diese Kluft terminologisch zu überbrücken. Chomskys „Kompetenz“ (als Fähigkeit des idealen Sprecher-Hörers, die Grammatikalität von Sätzen zu beurteilen) gehört zu den begrenzt brauchbaren Konstruktionen. Einigermäßen paradox muten dagegen Konstruktionen wie „implizites Wissen“ oder sogar „unbewusstes Wissen“ an. Im Kern handelt es sich um ein Können (und eben nicht um ein Wissen).⁵ Um ein Können mit sozial hoch normierter Ergebnissteuerung freilich. Und es umfasst einzelsprachlich-idiomatische ebenso wie allgemein-sprachliche wie textuell-expressive Komponenten.

Für den größten Teil ihrer Geschichte war das deklarative Wissen der linguistischen Grammatik eingebettet in den Unterricht zumal der alten Sprachen. Die *illutio* der Grammatiker bestand in der Annahme, deklaratives Wissen ließe sich einfach in prozessuales Können umsetzen. Die Psychologen hingegen, von Anfang an auf die prozessuale „Realität“ der Grammatik im Sprechen und Verstehen fokussiert, werden mit der Nase auf die Diskrepanz beider Seiten gestoßen und müssen diese in ihren Modellen verarbeiten. Was die Sprecher bei den Psychologen tun, das führt immer Namen wie „Vorstellungen verbinden“ (H. Paul), „Analyse und Resynthese von Gesamtvorstellungen“ (W. Wundt) oder „Instruieren und Steuern der Hörer im geteilten Orientierungsraum“ (Ph. Wegener). Kurz: Was „tun“ Sprachbenutzer, wenn sie sprechen, und wie und zu welchen Zwecken erzeugen sie dabei beiläufig auch das, was den Linguisten als grammatische Ordnung des Gesprochenen imponiert? Denn dass Sprecher keineswegs mit der Absicht herumlaufen, grammatisch richtige Sätze zu produzieren, steht außer Frage.

Die mehrfach angetippte Frage nach dem operationalen Status der grammatischen Sprachrichtigkeit (angesichts der Erkenntnis, dass sie nur partiell Funktionslast trägt und automatisch miterzeugt wird) scheint aus der Prozessperspektive in mehrere Teile zu zerfallen:

⁵ Ausführlich diskutiert wird der Status des „Wissens“, das dem Sprechen zugrunde liegt, in Cose-riu (1988).

- [a] einen operativen Teil, der online Schließungserwartungen normativ bearbeitet, die von den bereits gesprochenen Teilen der Äußerung ausgehen (Auer 2002);
- [b] eine Kontrolloperation von Sprecher und Hörer (Selbstkorrektur vs. Fremdkorrektur), die im Modus des „man“ Sprechprodukte mit der gespeicherten Situationsnorm vergleicht, Korrekturen, Paraphrasen, alternative Formulierungen und Konstruktionen konditioniert etc.

Die Spracherwerbsforschung bietet reichlich Evidenz dafür, dass eine solche Kontrolle des Sprechens im Modus des „man“ („wie sagt man in solchen Fällen?“) bereits früh einsetzt, lange bevor in der Schule von grammatischen Normen die Rede ist.

6. Fazit

Von der Gesprächs- und Interaktionslinguistik (Auer 2000) über die Funktionale Pragmatik und die neueren Ansätze der so genannten Konstruktionsgrammatik (Knobloch 2009) bis hin zu den fest im Strukturalismus verwurzelten Ansätzen (Coseriu 1988) gibt es eine durchgehende Bemühung um mehr Prozessrealismus in der Modellierung von Grammatik. Deren Verständnis verschiebt sich – und eben nicht nur in den explizit psychologisch ausgeflaggtten Ansätzen – weg von der zeitlosen Struktur und hin zu einem temporal und linear dynamischen online-Prozess. Allgemein versucht man – mit den Worten von Auer – den online-Charakter des Sprechens wirklich ernst zu nehmen, obwohl das für viele Linguisten eine gewisse narzisstische Kränkung mit sich bringt. Denn vieles ist prozessual nicht annähernd so komplex wie strukturell, es lässt sich vielfach nicht elegant formal darstellen und modellieren, und es zeigt sich, dass die tatsächlich Funktionslast expliziter grammatischer Signale in der Redekette viel weniger spektakulär ist, als man bei den Linguisten angenommen hat. Analogische und metaphorische Ausweitung und Ausdifferenzierung pauschal kopierter (und oft auf einzelnen exemplarischen items gründenden) Konstruktionen ersetzen den streng formalen Regelapparat früherer Jahre, der selbstverständlich unser Wissen um Gebildestrukturen verfeinert und ausgebaut hat.

Struktur- und Prozessperspektive, Linguistik und Psychologie, stehen in Sachen Grammatik von jeher im Verhältnis gegenseitiger Herausforderung und Steigerung. Die Strukturlinguistik entdeckt neue, höchst abstrakte und formale Regelmäßigkeiten in den grammatischen Systemen der Sprachen – und die Psychologie hat nachzuweisen, wie sie prozessual erzeugt werden können, wie sie in der Kompetenz der Sprecher verankert sind (oder gelegentlich auch nur, dass sie einfach methodologische Fiktionen, Artefakte des Analyseverfahrens sind, die prozessual keine Rolle spielen).

Literatur

- AUER Peter, 2000, On line-Syntax – oder: Was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen“, in: Sprache und Literatur 85 (Themenheft “Die Medialität der Gesprochenen Sprache”), S. 43–56.
- BECKER Karl Ferdinand, 1827, Organism der Sprache, als Einleitung zur deutschen Grammatik, Frankfurt a.M.
- BÜHLER Karl, 1934, Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache, Jena.
- COSERIU Eugenio, 1988, Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens, Tübingen.
- GLÜCK Helmut (Hrsg.), 2000, Metzler Lexikon Sprache, 3. Aufl., Stuttgart.
- KNOBLOCH Clemens, 1994, Sprache und Sprechfähigkeit. Sprachpsychologische Konzepte. Tübingen.
- KNOBLOCH Clemens, 1999, Kategorisierung, grammatisch und mental, in: Redder A./Rehbein J. (Hrsg.), Grammatik und mentale Prozesse, Tübingen, S. 31–50.
- KNOBLOCH Clemens (Hrsg.), 2009, Themenheft Konstruktionsgrammatik der Zeitschrift für germanistische Linguistik (Heft 37/3).
- STERN Clara / STERN Wilhelm, 1907, Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung, Leipzig.
- WEGENER Philipp, 1885, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens, Halle a.S. (Nachdruck Amsterdam, Philadelphia: Benjamins 1991).
- WERNER Heinz / KAPLAN Bernard, 1963, Symbol Formation, New York/London.
- WUNDT Wilhelm, 1904, Völkerpsychologie, Band 1: Die Sprache, zweiter Halbband, 2. Aufl., Leipzig.